

Gewissensküsse

Fragt mich niemals, was ich getan hätte, wenn mir die Möglichkeit gegeben worden wäre, noch einmal zu wählen. Ich taue nicht zum Vorbild in solchen Fragen. Meine Antwort wäre beunruhigend, vielleicht verstörend. Es ist gut möglich, dass ich rückblickend auf mein früheres Ich zu einem radikalen Schluss gekommen wäre, zu einem, den man nicht laut ausspricht. Zu einem, der erschreckt, weil er weniger aus Verzweiflung als aus Müdigkeit geboren wäre.

Und doch: So widersprüchlich es klingt, ich will nicht sterben. Wirklich nicht. Es gibt in mir keinen Wunsch nach dem Ende, nur diesen hartnäckigen Zweifel am Anfang, an all dem, was sich mir einst so selbstverständlich aufgedrängt hat. Ich habe meine Zufriedenheit in dieser hasserfüllten, lauten, ungeduldigen Welt noch nicht gefunden. Aber ich bin ihr näher, als ich es je war. Ich spüre ihren Atem, manchmal glaube ich sogar, ihren Umriss zu erkennen.

Sie ist greifbar nah, beinahe schon in Reichweite, und genau darin liegt ihre Grausamkeit: In dem Moment, in dem ich glaube, sie berühren zu können, entzieht sie sich mir wieder. Sie rinnt mir durch die Finger wie Rauch, hinterlässt nichts als den Geruch von etwas, das kurz da war. Sie sickert durch meine Briefe, durch jede Zeile, die ich schreibe, vermischt sich mit meiner Enttäuschung, die so oft nichts anderes ist als die verspätete Erkenntnis meiner eigenen Naivität. Vielleicht habe ich zu lange geglaubt, diese Welt würde mir etwas schulden. Vielleicht habe ich zu viel erwartet von Menschen, von Worten, von Versprechen. Meine Zufriedenheit habe ich noch nicht gefunden, und meine Abrechnung mit dieser Welt steht ebenfalls aus. Sie ist nicht abgeschlossen, nicht sauber, nicht gerecht. Sie ist ein offener Vorgang. Und ich lebe weiter, nicht aus Überzeugung, sondern aus einem leisen Trotz heraus, weil ich noch nicht fertig bin.

Trotzdem sehe ich mir selbst nur ungern beim Scheitern zu. Es ist befriedigender, wenn es andere betrifft, wenn der Konflikt nicht in der Ich-Form ausgetragen wird, sondern in sicherer Distanz stattfindet. Wenn man beobachten kann, statt sich zu erkennen. Doch so funktioniert das Leben nicht. Wir können uns nicht ablegen wie einen Mantel. Wir lassen uns nicht los. Wir bleiben bei uns, mit uns, unausweichlich, ein Leben lang.

So schmerzhaft das auch sein mag: Manchmal überrumpelt eine meiner inneren Stimmen die andere. Sie fällt ihr ins Wort, unterbricht sie, widerspricht ihr nicht einmal, sondern setzt sich einfach darüber hinweg. Für einen Moment fügen sie sich, ordnen sich ein, als hätten sie sich auf etwas geeinigt. Auf mich. Auf das, was ich dann großspurig Genialität nenne, vielleicht aus Selbstschutz, vielleicht aus Ironie.

In der Tat geschieht das. Ab und zu. Selten. Viel zu selten, um daraus ein System zu machen. Eher als Ausnahme, als flüchtiger Beweis dafür, dass Einigkeit möglich wäre, wenn auch nur kurz, wenn auch nie verlässlich. Und danach kehrt das gewohnte Stimmengewirr zurück, dieses vorsichtige, müde Ringen um Deutung, um Recht, um Sinn.

Und trotzdem oder vielleicht gerade deshalb ist es erwähnenswert: Es sind die Abweichungen von der Regel, aus denen unsere Erinnerungen entstehen. Nicht das Funktionierende prägt sich ein, sondern das Stolpern, das Danebenliegen, das kurze Aussetzen der Ordnung. Diese Abweichungen sind es, die Bewegung erzeugen, die etwas verschieben. Denn erst, wenn wir einen gewissen Widerwillen gegenüber unserer eigenen Vergangenheit empfinden, wenn wir sie nicht mehr verteidigen wollen, erkennen wir die Notwendigkeit von Wandel.

Schmerzfrei bleibt das nicht. Aber eine Ernüchterung über den Zustand dieser Welt muss es auch nicht sein. Sie darf weh tun. Vielleicht muss sie das sogar. Entscheidend ist allein, dass wir daran nicht zugrunde gehen. Dass wir nicht untergehen an der Klarheit, die sich einstellt, wenn Illusionen brüchig werden.

Es reicht, wenn wir überleben. Wenn wir nicht draufgehen beim Verrat an uns selbst, beim Übergehen unserer Gedanken, unserer Fantasien, unserer Bedürfnisse. Wenn wir es aushalten, sie

ernst zu nehmen, auch dann, wenn sie unbequem sind. Vielleicht ist genau das der leiseste, aber wirksamste Akt des Widerstands: nicht zu verschwinden, nicht zu verstummen, sondern zu bleiben mit allem, was wir sind. Wir tun alles bewusst. Auch das, was wir bereits im Vorfeld zu bereuen scheinen. Vielleicht gerade

das. Es ist kein Versehen, kein Ausrutscher, keine Verkettung unglücklicher Umstände. Es ist eine Entscheidung, die wir treffen, während wir uns einreden, keine Wahl zu haben. Wir wollen an die Ausweglosigkeit glauben, an die fehlende Macht in unseren Händen, diese Ohnmacht, die vom Kopf aus projiziert wird und sich dort so überzeugend anfühlt.

Glaube macht die Dinge leichter. Erträglicher. Er nimmt uns die Verantwortung ab, verteilt sie auf Umstände, auf Systeme, auf andere Menschen. Er lässt uns schuldfrei erscheinen, zumindest in unserer eigenen Erzählung. Wir reden uns weiße Westen an, tragen diese Überzeugung wie eine zweite Haut. Und wir beobachten uns selbst dabei, wie wir lügen ohne dass es uns noch beschämt. Es tut uns nicht einmal leid.

Denn diese Form der Selbsttäuschung befriedigt etwas in uns: den Wunsch nach Akzeptanz. Nach Zugehörigkeit. Für uns zählt nur das als Beitrag zum Stolz, was fehlerfrei wirkt, was sich glatt erzählen lässt, ohne Brüche, ohne Scham. Fehler dürfen existieren, solange sie gut verpackt sind. Solange sie nicht an uns haften bleiben.

Verbreitet wird niemals das Nachgewiesene, sondern das Verkäufliche. Nicht die Wahrheit setzt sich durch, sondern ihre vermittelbare Form. Es stillt unseren Wunsch, Quelle zu sein. Quelle der Wahrheit oder zumindest ihrer Möglichkeiten, je nach Wortwahl. Denn Worte sind keine neutralen Träger. Sie formen, verschieben, entlasten. Unsere Wortwahl entscheidet über den Sinn unserer Aussagen, darüber, wie sie gelesen, geglaubt und erinnert werden.

Und sie bestätigt einen Wunsch, den wir nur ungern infrage stellen: grundsätzlich Opfer zu sein, niemals Täter. Unsere Sätze sind so gebaut, dass sie uns schützen. Sie legen Spuren, die von uns wegführen, selbst dann, wenn wir mitten im Geschehen stehen. Wir handeln nach dem Sinn unserer Aussagen, nach den ausgesprochenen ebenso wie nach den verschwiegenen. Vielleicht sogar stärker nach Letzteren.

Wir handeln nach unserem Gewissen. Und dieses Gewissen ist keine Instanz der Klarheit, sondern eine Sammlung: Gedanken, abgeglichen mit Normen, verdichtet zu einem Maßstab, den wir für allgemeingültige Wahrheit halten. Ein Maßstab, der überfüllt ist von Erfahrungsberichten, von Perspektiven, von Sichten und Ansichten und ebenso von all dem, was wir niemals sehen wollten. Die Gedanken sind niemals frei. Sie sind gebunden an Schuld, an Zugehörigkeit, an unsichtbare Ketten, die wir selbst geschmiedet haben. Nichts regt unsere Unsicherheit so sehr auf wie die Frage nach Wissen oder Vermuten. Sie zwingt uns, unser Inneres zu messen, zu vergleichen, zu hinterfragen. Die größte Täuschung unserer Spezies liegt darin, dass wir Schuld und Zugehörigkeit nur vermuten können und dennoch versuchen wir, sie mit jeder Faser unseres Körpers unironisch zur allgültigen Wahrheit zu machen. Jede Kleinigkeit wird zum Instrument, jede Beobachtung, jeder Satz, jede Regung ein Baustein, um ein Stück unserer Unsicherheit zu unterdrücken.

Gewiss bleibt nur, dass jedem seine eigene Wahrheit gegeben ist. Eine Wahrheit, die wir instinktiv beschützen, wie einen Schatz, selbst wenn sie brüchig oder unvollständig ist. Hinterfragen wäre ein Beweis von Intelligenz, doch wir wollen nicht wirklich intelligent sein. Wir wollen nur so wirken. Unsicherheit gilt dabei niemals als Abbild von Stärke, von Dominanz oder von Macht. Und doch setzen wir sie immer wieder fälschlicherweise mit Angst gleich.

Dabei liegt die größte Stärke in der Unsicherheit und zugleich im Zugeständnis zu all unseren Ängsten und Fehlern. Es sind diese Stolpersteine, aus denen unser Selbstwert wächst, geformt durch Lernen und Erfahrung. Wer nur steht, sieht lediglich das, was andere ihm zeigen. Wer jedoch das Gehen bevorzugt, bleibt zwar in Bewegung, doch ohne Rückblick bleibt Veränderung unmöglich. Wir müssen fallen. Wir müssen uns an unsere eigene Naivität stoßen, uns von unseren Ängsten

ohrfeigen lassen, von unserer Unsicherheit verfolgt werden. Erst wenn wir die Wahrheit fallen lassen, nicht festhalten, sondern erkennen, loslassen, können wir uns ein Urteil aus allen Blickwinkeln bilden. Erst dann entsteht eine Perspektive, die nicht nur linear ist, sondern tief reicht, die unsere Fehler, unsere Zweifel und unsere kleinen Siege gleichermaßen einschließt. Veränderung ist kein geradliniger Weg. Sie ist ein Tanz aus Stürzen und Aufstehen, aus Scham und Mut, aus Angst und Erkenntnis. Und wer bereit ist, all das zuzulassen, beginnt, die Welt nicht nur zu betrachten, sondern sie zu verstehen, sich selbst mit eingeschlossen.